In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 180. Posen, den 8. August 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.
Von Ernst Philipps.

Schluß.

XLII.

Gegen Abend war von der See ein leichter Wind aufgekommen. Fred Davenant, im Tropenanzug, trat hinaus und warf sich mit einem lauten Seufzer der Erleichterung in einen Liegestuhl. Am Fuße des Hügels schimmerten die weißen Lichter der Stadt, die heute abend ein wenig lärmvoller als sonst war; denn draußen in der Bai lag ein Dampfer verankert, der einige Passagiere und Güterladungen gebracht hatte. Fred hatte einen schweren Tag hinter sich, sonst wäre er selbst zur Stadt gegangen, zu sehen, wer angekommen war, und seine Post in Empfang zu nehmen. Er fiel in einen leichten Halbschlummer, denn die Sonne war tagsüber sehr heiß gewesen, und das Rauschen der See klang wie ein Wiegenlied. Plötzlich schlug eine Männerstimme an sein Ohr. Er fuhr auf und horchte angestrengt — ungläubig. Seine Phantasie mußte ihn getäuscht haben — und doch . . . Er lehnte sich über die Brüstung. In der Dämmerung tauchte vor ihm eine Männergestalt auf, kam näher und wurde jetzt deutlich sichtbar. Mit einem Freudenruf sprang Fred die Stufen der Verandatreppe hinunter.

„Herr Trent!“ rief er. „Herr Scarlett Trent! So wahr ich lebe!“

Trent streckte hastig die Hand aus. Die frohe, junge Stimme, die vor Erregung vibrierte, rührte ihn auf ungeahnte, unerwartete Weise. Es tat so wohl, so warm begrüßt zu werden — wenigstens einen Menschen auf der Welt zu wissen, der sich über sein Kommen freute. Denn seine Seele war tief verwundet und die Freude am Leben geschwunden. Während der langen Herreise hatte er sich manchmal an die Reeling gelehnt und auf das Wasser gestarrt, als ob er dort Ruhe zu finden hoffte. Ihm war zumute wie einem Spieler, der einen hohen Einsatz gesetzt und verloren hat.

„Fred!“ Die Hände ineinander geschlungen, schauten sich beide an. Plötzlich bemerkte der jüngere bei dem andern die Veränderung.

„Was ist Ihnen?“ fragte er besorgt. „Hat die Gesellschaft doch keinen Erfolg gehabt oder sind Sie krank gewesen?“

Mit einem düsteren Lächeln schüttelte Trent den Kopf.

„Nichts von beidem. Die Gesellschaft steht in voller Blüte, soviel ich weiß. Aber das Leben in der Zivilisation bekommt mir nicht. Das ist alles. Ich bin zurückgekommen, um einige Monate hier zu arbeiten — das wird die beste Arznei für mich sein.“

„Ich bin sehr froh, Sie hier wiederzusehen,“ rief Fred herzlich. „Alles geht hier ausgezeichnet. Man hat mir dieses Häuschen gebaut. Ich habe es erst vorige Woche bezogen. Ist es nicht entzückend? Wo ist Ihr Gepäck?“

„Ich habe nicht viel,“ gab Trent zurück. „Es ist bereits auf dem Wege hierher. Können Sie mich aufnehmen?“

Der andere stimmte bereitwillig zu und ließ durch einen Diener eine Mahlzeit zubereiten. Zuvor jedoch mußte Trent ihn begleiten, um sein Zimmer zu sehen, und bald darauf saßen beide bei Tisch, wo Fred unter eifrigen und heiteren Reden die Honneurs machte. Doch als sie später auf der Veranda saßen und eifrig rauchten, sich der Moskitos zu erwehren, war Fred sehr schweigsam. Endlich beugte er sich vor und legte die Hand auf Trents Arm.

„Sprechen Sie, Trent, befreien Sie Ihr Herz von dem, was es bedrückt.“

Trent war bestürzt und zugleich gerührt. Und jäh überfiel ihn ein heftiges Verlangen, einem Menschen, der ihn verstand, sein Herz auszuschütten. Zuerst zögerte er noch, aber es dauerte nicht lange.

„Ich glaubte, nie zu jemanden darüber sprechen zu können,“ sagte er langsam. „Doch Ihnen glaube ich, es sagen zu dürfen.“

Und er tat es. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte, ohne sich irgendwie zu schonen, sprach von den Tagen seines Bündnisses mit Monty und gestand, ihn mehr als einmal hart behandelt zu haben.

Er sprach auch von Irene — von seiner eigenartigen Liebe zu ihrem Jugendbildnis, einer Liebe, die später bei der persönlichen Bekanntschaft zu einer alles beherrschenden Leidenschaft wurde. Dann erzählte er von Francis' Ankunft, von Irenes Mißtrauen, dem verzweifelten Augenblick, da er alles, um ihr Vertrauen zu gewinnen, aufs Spiel gesetzt und — verloren hatte. Viel mehr blieb ihm nicht zu sagen.

Ein Augenblick des Schweigens folgte. Dann klopfte ihm der Jüngere fast liebkosend auf den Arm und neigte sich in der Dunkelheit ihm näher zu.

„Frauen sind große Närrinnen,“ sagte er mit starker Emphase wie aus jahrelanger Erfahrung. „Wenn Tante Irene Sie nur halb so gut kennen würde wie ich, sie hätte Ihnen gern geglaubt, daß Sie alles nur um ihretwillen taten. Aber ich sagen Ihnen: Sie hätten abwarten müssen! Nachdem Irene ihren Vater gesehen und gesprochen hatte, würde sie alles besser verstanden haben. Ich werde ihr schreiben.“

Trent schüttelte den Kopf. „Nein,“ wehrte er ab, „jetzt ist es zu spät. Jener Augenblick hat mir alles gesagt, was ich wissen wollte. Ich verlangte ihre Liebe, Fred — und — darauf brauche ich nicht mehr zu hoffen. Sonst würde sie mir geglaubt haben. Es war auch Wahnsinn zu hoffen, daß sie mich je lieben könne. Die Zeit muß mir verwinden helfen. Wir werden in nächster Zeit auf die Löwenjagd gehen, Fred. Das wird mir Ablenkung bringen.“

Aber die Löwen, die Trent abschießen wollte, blieben vorläufig leben, denn am nächsten Morgen fühlte er sich krank, und innerhalb einer Woche hatte das mordsüchtige Fieber der Gegend ihn gepackt. Fred pflegte ihn. Der deutsche Arzt von Attra kam, und als er vernahm, wer sein Patient war, blieb er im Hause. Aber trotz seiner Kunst und Freds Pflege sah es schlecht für Scarlett Trent aus. Jeder Begriff von Zeit und Um-

gegend schwand ihm, alles versank in einer langen Nacht voll sonderbar quälender, aufflackernder Gedanken, die wie Feuer vor seinen glühenden Augen vorbeizogen. Manchmal war es Monty, der ihn aus der Wildnis rief, manchmal das Kreischen der Wilden Bekwandos, das die Luft zu erschüttern schien. In anderen Augenblicken war es Irene, die mit kaltem und leblosem Antlitz sein leidenschaftliches Flehen anhörte. In der dunklen Nacht, die seinen Geist umgab, sah er sie oft vor sich. Dann wurde die Totenstille durch seine heiseren, ungestümen Schreie, die man vergebens zu beruhigen versuchte, zerrissen. Als er schließlich bleich und erschöpft in die Kissen zurückfiel, sah der Arzt auf Fred und schüttelte den Kopf. Es bestand nur geringe Hoffnung.

Der Zustand Trents verschlimmerte sich. In seltenen Augenblicken teilweiser Bewußtlosigkeit, die Fieberkranke manchmal haben, sah er sich als Sterbenden und das Ende aller Dinge ohne Freude und ohne Bedauern nahen.

Die große Enttäuschung seines Lebens fraß wie ein Krebsgeschwür an seinem Herzen. In den glühend heißen Nächten rief er nach dem Tod, und der knöcherne Gast kam und stand wie ein grauer Schatten zu Häupten seines Lagers. Der Arzt und Fred boten alles auf. Aber sie konnten ihn nicht retten.

Dann folgte wieder eine Nacht des Fiebers, und ein Frauenname drang zum offenen Fenster in die Dunkelheit hinaus, durch das Moskitonetz hindurch, das zwischen den Palmen gespannt war, über die schäumende See hinweg zu dem großen Dampfer, der im Hafen lag. Vielleicht hatte sie es gehört — vielleicht war es auch nur eine Einbildung. Auf dem Höhepunkt des Fiebers jedoch strich eine linde Hand über seine Stirn, weich wie Sammet und kühl wie der nächtliche Bergwind, und eine Stimme klang an seine Ohren, so zart und beruhigend, daß die Glut in seinen Adern erlosch, so lieblich, daß er in die Kissen sank und schlief.

Da lächelte der Arzt, und Fred schluchzte.

*

„Ich bin gekommen," sagte Irene leise, „weil es der einzig Weg für mich war, alles wieder gutzumachen. Ich hätte Ihnen vertrauen müssen. Das sagte Vater auch sofort."

„Ich habe manche Fehler gemacht," antwortete Trent, „und ich habe natürlich auch nicht gut an ihm gehandelt."

„Da nun alles geklärt ist, wüßte ich nicht, wie Sie anders hätten handeln können. Sie haben ihn doch aus da Souzas Händen gerettet, während sein Tod Ihnen Vorteile gebracht hätte. Vater sehnt sich sehr danach, Sie wiederzusehen; Sie müssen recht bald wieder gesund und stark werden."

„Um seinetwillen also," murmelte er.

Sie beugte sich über sein Lager.

„Nein, um meinetwillen," flüsterte sie und küßte ihn zart und innig auf die Stirn.

Eine russische Justizkomödie.

Von H. A. Tomilin.

Gesuch an den Genossen Iwan Iwanowitsch Iwanow, Volksrichter des 4. Reviers.

Am 25. September hat die Bürgerin Pudikowa meine Bank aus der Küche herausgeworfen und ihren Tisch auf den vakanten Platz gestellt. Und als ich diese unerhörte Tat sah, versuchte ich, meine Bank auf ihren früheren Platz zu stellen. — Die Pudikowa begann langsam, aber sicher, ihre pöbelhafte Faust meiner Physiognomie zu nähern. Etwaige Exzesse mit der Wurzel ausrottend, packte ich die Pudikowa beim Arm, und sie begann niederträchtig mit ihrem falschen Diskant zu heulen und „Hilfe" zu schreien und den herbeigelaufenen Nachbarn gemein vorzulügen, daß ich sie geschlagen hätte.

Die Bank habe ich, nebenbei bemerkt, auf ihren Platz gestellt. Aber der Pudikowa ihr Sohn schmiß sie wieder hinaus, und als ich sie in die Küche stellte — stürzte der obenerwähnte würdige Sohn seiner Mutter auf mich los, worauf ich ihn von mir stieß und er seinerseits in ein unbegründetes Geschrei ausbrach.

„Ha! Es ist dir wohl nicht genug, meine Mutter zu schlagen, — jetzt willst du auch mich noch verkrüppeln!"

Abends kam Kremow aus der Fabrik nach Hause, betrank sich und stürzte sich auf mich mit den Fäusten. Die Pudikowa beschimpfte mich öffentlich mit Worten, wie „Bourgeois" und „Seuche".

Ihre Tochter Nastja schrie zu meiner Frau:

„Warum haben Sie diesen verseuchten Bären geheiratet?"

Daraufhin bekam meine Frau durch die Beleidigung einen hysterischen Anfall.

Als die Bürgerin Bouillon meine Frau in diesem Zustande erblickte, geriet sie in dieselbe Situation. Auch meine zweijährige Tochter begann laut zu heulen. Selbst meine 60jährige bescheidene, harmlose Schwiegermutter begoß sich mit stillen Tränen.

Auf Grund des Obengesagten bitte ich:

1. den Genossen Kremow zum ersten Mal zu warnen;
2. die Pudikowa unter Vorbehalt wegen Verleumdung, Beleidigung und Hetze zu verurteilen, indem sie eine Etage höher, oder tiefer einquartiert wird; sie soll durch einen ruhigen Mieter oder Mieterin ersetzt werden;
3. den anderen Einwohnern mitzuteilen, daß es unzulässig sei, mit den Füßen vor Aerger und Unbildung vor meiner Türe zu trampeln. Denn sonst, um meinen gesunden Verstand gebracht, lasse ich mich von ihnen provozieren und mache Dummheiten.

Ich füge Ergänzungen und Beilagen hinzu.

Beilage I.

Charakteristik der Einwohner der Wohnung Nr. 6.

A) Meine Zeugen:

Iwan Iwanowitsch Iwanow. (Da ich es selbst bin, so vermeide ich aus Bescheidenheit meine Charakteristik.)

M. J. Iwanowa — meine Frau, schwacher Gesundheit, obwohl sie ihrer Nationalität nach Litauerin ist, aber sie ist eine vollkommen russische Frau, denn sie ist von einem Gärtner in Detskoje Selo geboren. Nichtsdestoweniger schimpfen sie die Einwohner mit „polnischer Fratze".

Nina Iwanowna Iwanowa — meine zweijährige Tochter. Die letzte wird benannt „nicht Kind, sondern Teufel", weil sie „oktobert" und nicht getauft wurde.

Parinaiteis W. W. — meine Schwiegermutter, 60 Jahre, starker Gesundheit, gut gebaut, Russin ihrer Ueberzeugung nach, obwohl Litauerin.

Bouillon N. Genr. — ihr Mann A. J. Bouillon —, welche an Gebärmuttervorfall leidet und deshalb als Arbeiterfrau hysterisch wurde.

Frolowa — Nervenleidende.

B) Zeugen der Gegenpartei:

Pudikowa — zurückgebliebene Witwe und fromm. Arbeitet auf einer Fabrik. Sie hat eine Freundin, deren verstorbener Mann Offizier bei der Zarenarmee war!!

Kostja Pudikowa — 18 Jahre, Mitglied des Kommunistischen Jugendbundes. Er erzählt dem Hausverwalter, daß ich bei der „Grünen Armee" gedient hätte.

Nastja Pudikowa — Mädchen, nennt meine Frau „Polin", obwohl sie Litauerin und von einem Gärtner in Detskoje Selo geboren ist.

Njura Pudikowa — 12 Jahre, rennt mit Getrampel und Lärm durch den Korridor, mich zu einer Provokation herausfordernd.

Kremow — wenig gebildet, brünett und Trinker, schlägt in meine Tür unter Motivierung stärksten Charakters.

Ergänzung:

1. Zwecks Verbindung mit meiner Dienststellung habe ich mir Telephon zugelegt (5 Rubel monatlich), à conto Sparsamkeit in meinem Budget rauche ich statt „Newa" Pfeifentabak, trotzdem nennen mich die Nachbarn „Bourgeois".

2. Infolge des Hervortretens einiger Mitesser auf meinem Gesicht (auf Grund einer Magenverstimmung), sieht mein Gesicht dem Gesicht des Italieners Rudolphe Valentino nicht ähnlich und deshalb nennt mich die Pudikowa „verseuchter Bär".

Ich bitte deshalb, eine Untersuchung anzustellen auf Rechnung der Pudikowa zur Feststellung der Herkunft der Mitesser auf meinem Gesicht, außerdem den Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft zu vernehmen, zwecks Aufklärung der Tatsache, wo Detskoje Selo liegt — in Polen oder in Rußland und ob die dunklen Elemente das Recht haben, meine Frau „Polin" zu nennen.

Ergänzung Nr. 2.

Die Tochter der Pudikowa ist zwar Mitglied des Kommunistischen Jugendbundes, aber ihre Mutter bedauert es und sagt:

„Die arme Nastjenka kann jetzt nur noch heimlich in die Kirche gehen!"

Ob dies von Bedeutung ist, wird das Gericht zu ermessen haben, welches die angeführte niederträchtige Angelegenheit dringend klären muß zwecks Einstellung der Katzen-Konzerte, die die frechen Einwohner mir vorspielen.

Gezeichnet: Dem Austritt aus den Grenzen des Bewußtseins nach Iwan Iwanowitsch Iwanow.

Walfang im Roßmeer.

Von Dr. Sepp Backer-Hamburg.

Lagen die Jagdfelder des alten Walfanges fast ausschließlich im nordatlantischen Ozean, so breitete sich der moderne Walfang bald nach der südlichen Halbkugel aus, auf deren unendlich großen Meereswüsten heute noch die Hauptfanggebiete liegen. Der norwegische Kapitän C. A. Larsen war, wie Dr. Sepp Backer in einem im Augustheft der von Paul Keller herausgegebenen Monatsschrift „Die Bergstadt", (Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Monatl. 1,50 Rm.), erschienenen reich illustrierten Aufsatz ausführt, der im Jahre 1904 als erster mit dem Fang auf der sturmumbrausten Insel Süd-Georgia begann, und dieser Walfangpionier erschloß 20 Jahre später auch das letzte, südlichste und jungfräulichste Walfeld der Erde, nämlich das Roßmeer, das von dem bekannten englischen Nord- und Südpolarforscher Sir James Clark Roß im Jahre 1841 entdeckt worden ist.

Wenn die Walfänger das Roßmeer erst seit den allerletzten Jahren aufsuchen, so hat das seinen guten Grund. Ein etwa 100 Kilometer breiter Packeisgürtel schließt dieses Meer im Norden vom Stillen Ozean ab, so daß die Schiffe also immer erst diesen Eisgürtel durchfahren müssen, bevor sie in das freie Roßmeer kommen. Diese Durchquerung wagten früher immer nur die Südpolarfahrer auf ihren speziell gebauten Holzschiffen, wie z. B. Shackleton auf der „Nimrod", Amundsen auf der „Fram" und Scott auf der „Discovery". Daß jemals ein moderner eiserner Waldampfer den Kampf mit den gefürchteten Eispressungen aufnehmen würde, glaubte niemand bis zum Jahre 1924, als Larsen seinen Plan für eine Fangfahrt nach dem Roßmeer bekanntgab.

Auf keinem Jagdfeld der Erde sind die Wale so groß und so fettreich wie im Roßmeer, eine Tatsache, die mit den dortigen günstigen Nahrungsverhältnissen zusammenhängt. 25—30 Meter betrug die durchschnittliche Länge der Blauwale und 100 000 Kilogramm ihr Gewicht, das also der Schwere von zehn vollen, ungedeckten Güterbahnwagen gleichkommt. Nicht nur durch ihre Größe im ganzen, sondern auch durch die Größe ihrer einzelnen Teile imponieren diese Riesen: Drei Meter beträgt die Länge einer Seitenflosse und bis 6 Meter die Länge eines Unterkiefers! 15 000—20 000 Mark ist ein solcher Wal wert, wenn er vollkommen verarbeitet wird, der Speck sowohl wie das Fleisch, die Eingeweide und sämtliche Knochen. In den meisten Fällen ist die Verwertung auch eine restlose, indem das ganze Tier, vom Kopf bis zur Schwanzflosse, in großen Kochapparaten zu Oel umgewandelt wird, wobei nur die heute vollkommen wertlosen Barten unberücksichtigt bleiben. Mit sensenähnlichen, langstieligen Messern bewaffnet, balanzieren die Speckschneider oder Flenser, die bestbezahlten Spezialarbeiter eines solchen Unternehmens, auf den Walkadavern, um die oft 20—30 Zentimeter dicken Speckschwarten in langen Streifen abzulösen, die dann an Deck weiter verarbeitet werden. Schlachthäusern größten Stils gleichen diese schwimmenden Kochereien, wenn bei eingetretener schlechter Witterung infolge unruhiger See die Zerlegung dieser Kolosse an Bord durchgeführt werden muß. Dutzende von Dampfwinden und Dampfsägen sind ununterbrochen Tag und Nacht in Betrieb, um die oft schon halb verfaulten und halb in Verwesung übergegangenen Wale möglichst rasch zu zerlegen. Unbeschreiblich ist der Lärm und unerträglich der Gestank an Bord eines derartigen Schiffes, das überall und in allen seinen Teilen mit einer dicken, schmutzigen Transchicht überzogen ist. 10—15 Tiere können auf diese Weise täglich abgespeckt und zerlegt werden, wenn die Verarbeitung bei ruhiger See längsseits der Schiffe im Wasser durchgeführt wird, 5—6 Wale täglich, wenn dieselbe an Deck vorgenommen werden muß. 400—500 Wale werden so im Laufe einer Saison von jeder Expedition gefangen und verarbeitet, und mit vielen Zehntausenden von Fässern Tran kehren die Schiffe jedesmal zu Beginn des antarktischen Herbstes, wenn die Neueisbildung — das Pfannkucheneis — einsetzt, nach Europa zurück.

Zar und Schwedenkind.

Das Dokument des hessischen Dorfpfarrers.

Von Kurt Kersten.

Lächelnd läßt sich im Sommer 1764 zu Petersburg ein Offizier der Zarin Katharina zur Hinrichtung führen. Als man ihm am Schafott nochmals das Urteil vorliest, das über ihn wegen des Befreiungsversuches des Exzaren Iwan verhängt war, lacht der Unglückliche immer noch. Und erst im letzten Augenblick, als man ihn niederknien und den Kopf auf den Richtblock legen läßt, verliert der Offizier die Haltung — aber wenige Augenblicke später rollt sein Kopf im Sande.

So starb Wassili Mirowitsch, weil er den jungen Iwan, der seit 22 Jahren in Schlüsselburg eingesperrt war, hatte befreien wollen, um nach der Thronbesteigung des Sohnes der Braunschweigerin Anna Leopoldowna in den Besitz seiner Güter zu kommen, die seinem Großvater weggenommen waren, der sich mit Mazeppa gegen Peter den Großen im Schwedenkrieg verbunden hatte.

Gelacht hatte Mirowitsch, weil sein Befreiungsversuch mißlungen und Anlaß zur Tötung des 24jährigen Iwan geworden war. Konnte Katharina erwünscht sein, daß auf solche Weise ein ewiger Prätendent endlich beseitigt war? Was lag nun noch an Mirowitsch? War nicht das Schicksal zu preisen, das auf solche Weise endlich das Leben eines Menschen beendet hatte, auf den alle Unzufriedenen ihre Hoffnungen setzten?

1741 war dieser Iwan, zweijährig, von der Zarin Elisabeth verhaftet und sollte mit seiner Mutter, seiner Schwester ins Ausland abgeschoben werden. Das Kind saß als Iwan VI. auf dem Thron Peters, die Mutter Anna Leopoldowna hatte die Regentschaft geführt. Und es kam zu einer jener vielen Palastrevolutionen im Zarenrußland. Und eigentlich ist über den ganzen Fall weiter nichts zu berichten, wenn nicht vor einiger Zeit ein merkwürdiges Dokument in einem hessischen Dorf aufgetaucht wäre.

War der verwilderte, junge Mann, den man weder Schreiben noch Lesen gelehrt hatte, der 22 Jahre lang in einer Zelle der Schlüsselburg vegetierte, und von dem man erzählt, er gebärde sich zuweilen wie ein wildes Tier, war dieser Mensch wirklich jener Iwan, den man des Thrones für verlustig erklärt hatte? Starb hier nicht von Bajonettstichen zerfetzt, von hinten erdolcht, ein junger Schwede? Und hat bis zum heutigen Tage niemand von diesem Geheimnis gewußt, außer jenem Pfarrer Heusinger von Waldegg zu Renda in Niederhessen? Lag in dessen Familienarchiv eine seltsame Urkunde, von fünf Männern am 23. Dezember 1742 in Riga unterzeichnet, von der bis heute kein Mensch sonst etwas wußte und über die man nur in der Pfarrerfamilie zuweilen sprach?

Das Kind Iwan wurde 1741 nach Riga transportiert, den Ausweisungsbefehl hob Elisabeth plötzlich auf, von Riga brachte man die Gefangenen in die Festung Dünamünde. Dort kamen sie am 13. Dezember 1742 an. Aber eine Reihe von Verschwörungen, die noch rechtzeitig entdeckt werden, zwingt zu schärferen Maßnahmen. Die Familie wird im Sommer 1744 nach dem hohen Norden, zum Weißen Meer, ins Solowezkikloster verschickt. Dort stirbt nach zwei Jahren Anna; ihr Mann aber lebt noch 28 Jahre in der Einöde mit vier Kindern. 1744 ist er gestorben. Den Kindern wurde einige Jahre später die Ausreise nach Dänemark gestattet. Iwan aber war als Sechzehnjähriger von seiner Familie getrennt und nach Schlüsselburg transportiert worden. Hier hat er gelebt bis zum 4. Juli 1764. An diesem Tag versuchte ihn der Leutnant Mirowitsch zu befreien; es wurde sein Todestag.

*

Und nun stöbert der deutsche Historiker Karl Stählin ein Dokument auf, das vermuten läßt, daß mit jenem Iwan irgendetwas geschehen sein muß. In diesem Dokument ist die Rede davon, daß ein Offizier der Garde, Hieronymus Werner von Heusinger, den jungen Gefangenen mit einem kleinen Schweden in Dünamünde ausgetauscht und Iwan nach Deutschland gebracht hätte. Das Dokument ist von fünf Offizieren unterzeichnet und gesiegelt. Es läßt darauf schließen, daß Heusinger bei dem Austauschversuch erwischt wurde, die Offiziere mit ihm verhandelten und Iwan entkommen ließen.

Dies alles klingt sehr romantisch und unglaublich, aber Heusinger war zu jener Zeit in Riga, die Namen der Offiziere stimmen, auch sie waren damals in Riga. Die Prüfung der Unterschriften ergab ihre wahrscheinliche Echtheit, und nur die Siegel sind zweifelhaft. Verdächtig ist nicht einmal, daß hohe russische Offiziere ein solches Komplott geschmiedet haben. Das war zu jenen Zeiten kein Wunder. Verdächtig ist nur, daß man nie etwas von dem geretteten Iwan gehört hat, man weiß nicht, wohin Heusinger ihn gebracht hat, wo er lebte und starb. Man weiß endlich sehr wenig von Heusinger selbst, und eine autobiographische Schilderung wimmelt von Widersprüchen und Fehlern.

160 Jahre sind vergangen. Es ist wohl gleichgültig, ob ein armer Schwedenjunge oder Iwan an jenem Julitage in Schlüsselburg ein grausames Leben enden mußte. Es ist wohl gleichgültig, ob irgendwo im braunschweigischen Land ein Russenjunge grau wurde, liebte, litt und starb. Es wäre tragisch, wenn ein Schwedenkind, sicher ein armes Geschöpf, vielleicht ein Findelkind, das Schicksal eines anderen Kindes hätte auf sich nehmen und nach langer grauenvoller Kerkerhaft sogar für es hätte sterben müssen. Aber man wird wohl niemals erfahren, ob das Schwedenkind wirklich geopfert wurde. Die Lippen aller Teilnehmer blieben Zeit ihres Lebens verschlossen, außer jenem Dokument in Niederhessen gibt es nichts, was zur Aufklärung dienen könnte. Heusinger selbst war verschwiegen wie das Grab, und gerade weil er so stumm war und nie von sich und seinen Taten Rühmens machte, erscheint dies Dokument so mysteriös. Es gibt keinen Bericht, wie sich die Flucht vollzog, keine Silbe über das Schicksal Iwans.

Im Rätselbuch der Weltgeschichte ist eine neue Seite aufgeschlagen.

Der geheimnisvolle Prinz.

Die Abenteuer des Prinzen von Bourbon.

Seit Jahren umgeben den Prinzen Louis von Bourbon-Parma die seltsamsten Gerüchte. Alle Augenblicke ist er in irgendeinen anderen Lande in eine Skandalaffäre verwickelt, wobei es sich meistens um Hochstapeleien handelt. Prinz Louis von Bourbon-

Parma ist Mitglied des königlichen Hauses, das noch heute in Spanien auf dem Throne sitzt. Er entstammt einer morganatischen Ehe König Alfons XII. von Spanien und ist ein Halbbruder des gegenwärtigen spanischen Königs Alfons XIII.

Das spanische Königshaus will offenbar diese Verwandtschaft nicht anerkennen, jedenfalls erklären die spanischen Gesandtschaften immer, wenn wieder einmal eine Affäre des Prinzen von Bourbon-Parma die Oeffentlichkeit beschäftigt, daß dieser Prinz gar kein Prinz sei, sondern mit seinem wirklichen Namen Constantin Oniki heiße, ein in Galaz gebürtiger Schwindler sei, der lediglich mit dem Namen eines Mitgliedes des spanischen Königshauses Hochstapeleien treibe. Aber der Prinz von Bourbon behauptet, Beweise zu besitzen, durch die er dokumentarisch die Echtheit seiner Abstammung beweisen könne. Er beruft sich auf seinen Taufpaten, den König Konstantin von Griechenland, und auf seine in Paris lagernden Dokumente über seine Geburt.

Vor einigen Tagen hat man den Prinzen Louis von Bourbon-Parma wieder einmal verhaftet. Diesmal war es in Budapest, und man weiß nicht, warum die Verhaftung eigentlich erfolgte, Ursache genug für die seltsamsten und verwirrendsten Gerüchte. Die einen wollen wissen, daß er in Ungarn Spionage getrieben habe, die andern behaupteten, daß er in Prag Scheckfälschungen begangen habe, und die dritten gar behaupten, daß er irgendwelche staatsumstürzenden Ideen besitze. Auch heute weiß man noch nicht recht, warum die Budapester Polizei ihn eigentlich verhaftet hat, jedenfalls verwies sie ihn für immer aus Ungarn und ließ ihn noch am selben Tage durch zwei Polizisten zur Landesgrenze transportieren. Nun ist allgemeines Rätselraten in Budapest und Wien, in Prag und selbst in Paris über den interessanten Prinzen Louis von Bourbon-Parma. Die einen wissen, daß die spanische Gesandtschaft in Budapest ihm noch schleunigst vor seiner Ausweisung aus Ungarn eine recht erhebliche Summe zugestellt habe, obwohl sie ihn öffentlich als einen Hochstapler hinstellte, die andern erzählen von gewaltigen Finanzprojekten des geheimnisvollen Prinzen, der zusammen mit einem amerikanischen Finanzmann Millionenanleihen in Europa vergeben wollte. Der Prinz selber behauptete, daß er nach Budapest gekommen sei, um der Stadt eine Anleihe im Betrage von 5 Millionen Dollar zu vermitteln, die zur Errichtung einer Gartenstadt Verwendung finden sollte. Und seltsamerweise ergaben die Nachforschungen der Budapester Polizei, daß der Prinz von Bourbon tatsächlich mit den Kommunalbehörden ernsthaft über diese Anleihe verhandelt habe. Trotz dieses Zeugnisses erhielt die Polizei vom Minister des Innern den Befehl, den Prinzen sofort über die Grenze zu expedieren und ihn für ewige Zeiten aus Ungarn auszuweisen. Das Rätsel ist also noch ungeklärt, und der Prinz von Bourbon-Parma ist mit seiner Fünf-Millionen-Dollar-Anleihe ein noch interessanterer Mann geworden, als er als Halbbruder des spanischen Königs schon vorher war. Er dürfte in diesem Winter in den Pariser Salons eine recht bedeutsame Rolle spielen.

Schreckenskammern der Justiz.

Von **Margot Wolff.**

Obgleich Justizdebatten in den Parlamenten aller europäischen Länder diskutiert werden, obgleich in allen Kulturreichen das Pro und Contra der Todesstrafe erörtert wird, gibt es noch immer so grauenhafte Einrichtungen der Rechtspflege, wie Deportierteninseln. Ein Vierteljahrhundert verging seit Zolas „J'accuse!" die Welt erschütterte, er hat es zwar kraft seines dichterischen Kämpferwillens vermocht, den unschuldigen Dreyfuß zu befreien, aber all die Schicksale der andern, die schuldig oder unschuldig zum Vegetieren auf diesen Inseln verurteilt sind, konnte er nicht bessern. Es ist ein Gebot der Menschlichkeit, eine angemessene Bestrafung der Verbrecher zu fordern, es ist die Pflicht eines Kulturstaates, zu bessern durch erzieherische Beeinflussung, nicht aber durch Verdammen und Versperren jeden Pfades zum jenseitigen Ufer des Guten.

Am bekanntesten unter diesen Schreckenskammern der Justiz sind die Teufelsinseln, deren Name schon Symbol ist für ihre grauenhaften Eigenheiten. Durch Dreyfuß' und einiger anderer Aufzeichnungen sind die Zustände auf dieser französischen Verbrecherkolonie genugsam bekannt, und es ist interessant, diesen Mitteilungen einen Bericht der neubegründeten russischen Sträflingskolonie gegenüberzustellen.

Inmitten des Weißen Meeres liegt das Eiland Solowezk, früher Mittelpunkt eines religiösen Kultes und berühmt durch seinen einzigartigen Klosterbesitz, nun eine Deportiertenstation Sowjetrußlands. Aller Ungunst des Klimas trotzte die mühselige Arbeit frommer Mönche, denen es gelang, aus der wüsten Einöde ein kleines Nordlandparadies zu schaffen. Ausgedehnte Waldkulturen wurden angelegt, Fischereien eingerichtet und ein Kranz von Kirchen erbaut, in deren größter sich die wundertätige Madonna von Solowezk befand, berühmtes Wallfahrtsziel. Nach der Revolution errichtete die russische Tscheka auf dieser Insel eine Sträflingskolonie, deren höllische Zustände der bekannte Schriftsteller Raymond Duguet in grauenhafter Deutlichkeit schildert.

Auf der Insel leben gegenwärtig etwa 15 000 Verbrecher, von denen die meisten nur Opfer politischer Intrigen oder Verschwörungen sind. Oft sind hier Menschen interniert, die nur eines Umtriebes gegen das bestehende Regime verdächtig waren und die hier ohne einen vorhergehenden Prozeß zur Zwangsarbeit verurteilt wurden. Das größte Kontingent der Sträflinge stellen die Arbeiter dar, während nur ein geringer Prozentsatz von Intellektuellen vertreten ist und ganz vereinzelte Repräsentanten der Aristokratie.

Die Wohnungsverhältnisse auf dieser Insel sind so trostlos, daß sie jeder Beschreibung spotten. In elenden Baracken müssen die Gefangenen hausen, hilfloses Opfer der wechselnden Temperatur. Und da in dieser nördlichen Gegend zwei Drittel des Jahres eine Kälte von fast polarischen Ausmaßen herrscht, sind die Sträflinge immer von neuem dem Erfrierungstode ausgesetzt. Auf schmalen Holzpritschen, ohne jedes Bettzeug, verbringen sie die Nachtzeit, aneinandergepreßt wie eine riesige Viehherde und zu Tode erschöpft von der schweren Tagesarbeit: Baumfällen und Holzhacken in den Riesenforsten der Insel. Ohne Rücksicht auf die Witterung waltet eine unerbittliche Arbeitsfron über den Deportierten, bei Frost und bei einschläferndem Schneegestöber, in wildem Sturm und bei heftigen Regengüssen ziehen die endlosen Karawanen der Gefangenen in die Wälder. Das gleiche Los wie ihre Genossen trifft die weiblichen Gefangenen, keine Ausnahme läßt man ihnen angedeihen und auch sie müssen, trotz ihrer schwächeren Konstruktion, zur Seite der Männer sägen und Holz hauen, oft mit nackten Füßen im Eis.

Das Arbeitspensum ist ungeheuer und übersteigt alle Möglichkeiten, eine Tatsache, die von den grausamen Gefangenenwärtern besonders raffiniert ersonnen ist. Morgens wird jedem Sträfling seine Tagesarbeit zugeteilt, und er ist gezwungen, ohne Unterbrechung die gestellte Aufgabe zu erfüllen, weil er andernfalls die ganze Nacht durcharbeiten muß, um das Pensum abzutragen. Alle Klagen der so Malträtierten werden mit Peitschenhieben beantwortet, mit denen die Tschekawärter die weißen Brüder antreiben, wie man es in alten Zeiten mit Sklaven tat. Erst bei einer Ohnmacht führt man den Sträfling zur ärztlichen Kontrolle, die ebenso rücksichtslos verfährt wie der Aufseher. Eine Erkrankung wird erst bei 39 Grad Fieber festgestellt, eine niedrigere Temperatur veranlaßt zu einem unnachsichtlichen Zurückschicken in den Wald. Erklärt ein so Mißhandelter noch einmal seine Müdigkeit, knallt ihn der Wärter einfach nieder, etwa so, wie man einen Vogel aus der Luft holt, weil es vergnüglich scheint, die eigene Geschicklichkeit und Macht zu erproben. Dennoch ist diese Todesart im Vergleich zu der Art des Vegetierens noch eine Erlösung, die sie freudig begrüßen, und jeden Tag enden daher einige der Unglücklichen auf diese Manier. Die Einzelgräber des Friedhofes reichen nicht mehr aus, und man wird in Zukunft die Leichen einfach in Massengräbern verscharren.

Derartige Zustände sind. Schandmale in der Geschichte der Rechtspflege, und statt langer Debatten und Versammlungen ist hier aktive Hilfe nötig. Die Strafkolonien umzuwandeln in gesunde Isolierungsstätten, zur Besserung und Umformung der Gestrauchelten ist eine kulturelle Aufgabe, deren Erfüllung alle Humangesinnten herbeisehnen.

Aus aller Welt.

Köchin und Politik. Man kann nie wissen, auf wie unscheinbare und nachträglich nicht mehr feststellbare Ursachen oft Ereignisse von einschneidender Bedeutung zurückzuführen sind. Ein Politiker, der gut gefrühstückt hat, ist entschieden umgänglicher und weniger geneigt, anderen die Suppe zu versalzen, als der, dem die Köchin das kurz vorher auch besorgt hat. Wer zu enge Schuhe anhat, der wird sich nur schwer zu einer milden, menschenfreundlichen Stimmung aufschwingen können. Wer aber bei seiner Arbeit mollige Filzpariser an den Füßen trägt, der kann gar nicht anders, er muß die Welt in rosenrotem Lichte sehen. Damit gewinnen Köchin und Schuhmacher politische Bedeutung. Dem trägt das „Illustrierte Blatt", Frankfurt am Main, in seiner neuesten Nummer (Nr. 32) Rechnung, indem es die Köchin des französischen Außenministers Briand und den Schuhmacher des Präsidenten Coolidge abbildet. In der gleichen Nummer findet der Leser einen sommerlichen Artikel über die River-Girls, das sind die jungen Londoner Mädchen, die zum Wochenend auf ihren Zeltbooten die Themse bevölkern. Als weitere illustrierte Artikel verdienen erwähnt zu werden Schluck und Jau in Heidelberg, tausendreihundert Jahre Meersburg, Trachten und Schale in Venedig, das Olympia in Amsterdam, sowie eine ganzseitige lustige Zeichnung „Sommernachtstraum" von George G. Kobbe. Unter den aktuellen Photos findet sich u. a. ein Bild von der Eisenbahnkatastrophe in Dinkelscherben. Das Heft ist von Anfang der Woche an für zwanzig Pfennig zu haben.

Fröhliche Ecke.

Unter Erwachsenen. Fritz ist konfirmiert worden. Stolz in den Augen, wendet er sich an die Mama:

„Sag' mal, Mama, kann ich jetzt zu Papa eigentlich August sagen?"

Doppelt genäht. „Warum schreibst du denn deiner Frau täglich zwei Briefe in die Sommerfrische?"

„Weil sie sagte, wenn sie einen Tag keinen Brief bekommt, kommt sie. Na und wie leicht kann mal ein Brief verloren gehen."

Schlechte Erfahrungen. Prinzipal (zum Buchhalter, der heiraten will): „Das ist recht von Ihnen. Ich sehe es gern, wenn meine Beamten heiraten. Sie sind dann viel lieber im Bureau."